

Offener Schreibbrief von Lizzie Hansfengel.



No. 23. — In e Hammillie wie unjere do werd for do Zhebbs en ganze Beil ge- juht. Der Philipp hot en Eppeteit wie en Drefcher, die Rids die könne esse wie die Trupperich un ich, well, ich hen auch plentie Ruhm in mei Zunft for e gutes Miel un do könne Se sich denke, daß ich jeden Dag loche muß, als mann ich for e Bohrdinhaus mit dreißig Bohrders toche deht. Das esse duhn ich ganz gut gleiche, aiwer das Koche, do geb ich weniger drum. Es is ja auch en schredliche Batter. Stundelang in so e beise Ritschen erum zu fuhwerte un das Esse zu watsche un beiseids das, muß ich doch auch noch meine annere Hausarbeit duhn un das Haus ufftrehene. Ich hen nit die geringste Difs. O Kontolör, es audt zu mich grad, als wann jedes nor druff be- dacht wär, mich so viel Moch in den Haus zu mache, wie möglich. Ganz besonnerich Sonndags muß ich mich am allermehesten fuche. Wisse Se, der Sonndag — das meint der Sonndag Moran, das is die einzige Zeit, wo der Philipp, was mein Hosband is, sich seine Familie widme duht. Der Wedesweiler duht Sonndagsmorgens mit uffmache un wie der Phil sagt, is er auch ganz froh for, bitahs, dann hot er wenigstens e Tischeh sich mit seine Hammillie befannt zu mache. Nummer wie duht er sich die Hammillie widme? In die erste Rein, indem er bis un zehn Uhr schlöse duht. Dann will er sei Bedrest hen un do muß mer an ihn ireche wie e Weh- die. Dann duht er sich e Sidahr leite, bitahs ich will nit hen, daß er in den Haus die Peip schmölse duht. Das macht so en beise Schmel un die Rüt- tens aude dann, als wann je drei Dag lang an e Kontrierohd gelege hätte. Aiwer, inest daß er sich e wenig in Acht nemme duht, do duht er an ein- igein Blag die Sidahrtrüch hin- werfe. Er gibt gar nids drum, ob die Wehchen an den Karpet oder an den Zehel falle duht — wann er nor kein Trubel hot. Dann wer'n die Behversch gelese. Der Phil hotd sich in den Parler un die Behversch liege in alle Ecke erum. Die Rids lege sich an den Flohr in ganze Haus erum un alle Flohrs liege dann voll Beh- versch. Nummer denke Se, daß nur eins so dieent wär, un deht die Beh- versch uffside? Noffer, das bleibt als- tes für die alte Ledie liege un do kann ich die grösestohd reise, das duht all kein gut. O, ei tell juh, e Wum- men hot in dieses Land ihren Trubel! Mer derf auch die Rids nit viel sage, die fellesteh sin arig independent un do bleibt dann nids annericht iwe- rig, als still zu sein un zu dente, daß es ja auch keine Ewigkeit mehr dauern kann. Aiwer wann ich emol nit mehr do sin, dann wer'n se ausfinne, was se an mich for e dummes eenfel- lises Dicht geacht hen. Ich sin aiwer widder emol ganz von den Sob- sched abkomme. Ich hen Yhne doch von den Esse verjähle wolte. So gehs 'mich immer, ich kann gar nit mehr so gut dente wie früher. Es geht mich zu viel im Kopp erum un wann ich ebbes anfangen zu sage, dann schweif ich immer gleich zu ebbes an- nerscher, ich sin zu ausschweifend, das is der Trubel mit mich. Sehn Se, wann ich so mei Potehos for das Dinner siele, dann sag ich immer zu- anich, was dehte mer denn nur an- fange, wann's keine Potehos mer ge- weue deht! Bitahs die Grumbiere das is doch der Mehnpart bei un- sere Miesh. Wie ich e paar Dag zurück den Bennie gefagt hen, er sollt emol in den Keller gehn un mich e Bästel

Ein Hohenzoller in Japan.

Unter den zahllosen Publikationen über Japan und den manichäischen Krieg, die seit einem Jahre den Büchermarkt überschwemmen, ragt der eben erschienene Reisebericht (Berlin, Verlag von G. Mittler und Sohn) des Begleiters des Prinzen Karl von Hohenzollern, Majors Bronsart von Schellendorff, in vielen Beziehungen bedeutsam hervor. Der Bataillonskommandeur vom Königin = Elisabeth = Garde-Regiment = Regiment No. 3 wurde am 6. August 1904 zur Begleitung des nach Japan und der Mandchurie entsenden Prinzen kommandiert. An seiner Seite hatte er nun Gelegenheit, vom japanischen Kaiser empfangen zu werden, mit dem ersten Staatsmännern und Heilhern Japans zu verkehren und das Leben und Treiben im japanischen Feldlager genau kennen zu lernen. Am 26. September 1904 wurde der Prinz vom Kaiser von Japan empfangen. Die im Auslande gebrauchte Bezeichnung Mitado ist in Japan ganz unbekannt. Der Kaiser wird als Tenno bezeichnet. Auf der Fahrt durch die Straßen bereitete eine tausendköpfige Volksmenge dem deutschen Prinzen ein freundliches Willkommen. Es hätte das große Polizeiaufgebot nicht bedurft, da die Volksmenge sich musterhaft benahm, ohne sich, wie dies in anderen Großstädten geschieht, zu drängen und zu stoßen. Die lautlose Stille im Kaiserhof vor dem Erscheinen des Kaisers verlieh dem ganzen Vorgange etwas sehr Feierliches. Büttellich um 12 Uhr erkönte ein Kanonenschuß, das Mittagszeichen für ganz Tokio. Un den tiefen Verbeugungen der Umgebung erkannte man, daß der Kaiser den Saal betreten habe. Kaiser Mutsuhito, der Herrscher von Japan hat nur einen Vornamen, aber keinen Familiennamen. In dem Vergleich zu anderen Japanern große und starke Erscheinung. Er hatte zur japanischen Generalsuniform den Schwarzen Adlerorden umgehängt. Mit dem Prinzen von Hohenzollern sprach er durch Vermittlung eines französischen Dolmetschers. Der Entoidungsang Kaiser Mutsuhitos war ein ganz eigener. In jungen Jahren aus löstlicher Abgeschiedenheit hervorgetreten, hat er die ihm dargebrachte, fast göttliche Verehrung mit den geschäftlichen Anforderungen, die der heutige Staat an sein verfassungsmäßiges Oberhaupt stellt, zu vereinigen gelernt. Es sieht fast, daß seine Mitarbeit an allen Staatsangelegenheiten sich im Laufe seiner 33jährigen Herrscherzeit stetig gesteigert hat. Er herrscht zweifellos, sein Entschluß ist in jeder Linie der maßgebende. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß dieser durch die Verfassung immerhin beschränkte Herrscher noch heute eine religiöse Verehrung genießt. Es erklärt sich dies durch das Götter der Shinto = Religion, daß den Befehlen des Kaisers unbedingt gehorcht werden muß. Auch trachtet er nur solche Befehle zu erlassen, die dem Staate offensichtlich zum Nutzen gereichen. Sein der Arbeit gewidmetes Leben vollzieht sich im Schloffe. Daher sind ihm natürlich die äußerlichen Verpflich- tungen etwas ungewohntes und Unbe- quemes. Er kann daher Fremden ge- genüber besorgten erscheinen. Auf die deutschen Gäste machte er den Eindruck eines über alle Fragen unterrichteten, selbstbewußten, aber sehr wohlwollen- den Herrschers. Der Prinz von Hohenzollern hatte das Herz des Kaisers ganz gewonnen. Das zeigte sich während seines Aufent- halts in der Mandchurie, wo taum eine Woche verging, ohne daß sich Kaiser und Kaiserin in der aufmerksamen, man kann sagen: liberalsten Weise nach dem Wohlergehen des Prinzen erkun- digten und für ihn sorgten. In Tokio fand auch die Vorstellung bei Marschall Marquis Yamagata statt. Der Marschall ist nicht nur der hervorragendste Soldat Japans, der die neue Rüstung für das Heer ge- schaffen, sondern gilt auch, was im Auslande weniger bekannt ist, als der weitauß bedeutendste Staatsmann sei- nes Vaterlandes. Er empfing die Mel- dung des Prinzen mit der dem älteren japanischen Geschlecht eigenen vorneh- men Höflichkeit und sprach mit verhal- tener Stimme, die gegen das Ende sei- ner Sätze zu einem Flüstern herabsank, ganz wie der Gebrauch seines Landes es einem Prinzen gegenüber vorschreibt. Wie Major Bronsart v. Schellendorff es aus seinem eigenen Munde hörte, ist er ein begeistertester Bewunderer Kaiser Wilhelm's. Am 27. Oktober stattete der Prinz von Hohenzollern mit seinem Begleiter seine Meldung bei dem Oberbefehlshaber der mandchurischen Armee, Marschall Oyama, ab. Auf dem Bahnhof Yentai wurde er von dem Chef des Generalstabs, General Baron Kobama, empfangen. Man kann sich seinen grö- ßeren Gegenstand denken, als den gro- ßen, breiten Oyama mit seinen an ein- nen Niederdeutschen erinnernden Ge- sichtsügen und den kleinen, zierlich ge- bauten, beweglichen Kobama, der den Kopf eines französischen Generals hat. Ihre Geistesrichtungen entsprechen völlig ihrem Äußeren. Während Oyama bei aller Tatkraft den Eindruck eines gutmütigen, phlegmatischen Man- nes macht, ist Kobama von sprudelnder Lebhaftigkeit und trifft mit seinen

blitzschnellen Bemerkungen stets den Nagel auf den Kopf.

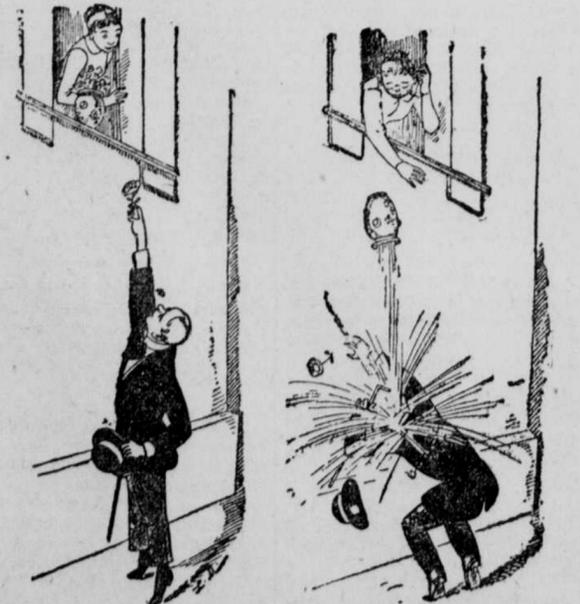
Offiziere und Mannschaften machten einen weniger militärischen als kriegerischen Eindruck. Sie besitzen eine große Kriegsbereitschaft und vortreffliche Kräfte, weil sie in anregenden Übungen für den Krieg vorbereitet werden, ohne daß ihr Eifer durch die Gleichmüdigkeit erlödet wird. Der Japaner üben und erziehen ihre Mannschaften, ohne sie zu drillen. Die japanischen Offiziere sehen von einer hochgesteigerten äußeren Gleichmäßigkeit der Schulbewegungen ab und bevorzugen hauptsächlich kriegsmäßige Übungen. Sie sind der Ansicht, daß jede Übung, wenn sie mit großer Genauigkeit ausgeführt wird, Manneszucht erzeugt. Uebrigens ist die Bevölkerung durchweg im kriegerischen Geiste so erzogen, daß sie eines Drilles während der Dienstzeit nicht bedarf. In allen Bevölkerungsschichten beobachtete der Ver- fasser Spuren dieses Geistes. So hat sich z. B. in den höchsten Kreisen der alte ritterliche Brauch erhalten, daß die Männer ihre Schwerter selbst schmieden. In einem Nachmittage (uo der Oberzeremonienmeister Baron Sanomiya die deutschen Gäste in seine Schwertschmiede ein. Auf einem Tischchen lag eine Anzahl alter Klingen, die sich seit 600 bis 1000 Jahren als Erin- nerung an ruhmvolle Taten in der Familie vererbt hatten. Es war ein unvergleichlicher Anblick, als der alte, vornehme Herr am Herdfeuer nieder- sauerte und mit ruhigen Händen im qualmenden Feuer herumarbeitete, bis die Klinge zum Schmieden rotreif war. Der echte Soldatengeist zeigt sich auch in dem Verhältnis der Offiziere zu ihren Untergebenen, vor denen sie nichts voraushaben wollen. Die Unter- kunft der Generale im Felde war ebenso anspruchslos wie die ihrer Stabsoffiziere. In den Arbeitszim- mern wurde gegessen und geschlafen. Die aus Japan gelieferten eisernen Decken schützten sie den Vorposten hi- naus, weil die eine Erwärmung nöti- ger gebrauchten. Um die Freude an dem Waffenhand- werk im ganzen Volke wachzuhalten, sind im Untertun der Regierung neuerdings Tausende von sog. Ritters- Vereinen unter dem Vorhitz des ehe- maligen Berliner Gesandten Biomite Noti gegründet worden. Kaiserliche Prinzen stehen an der Spitze der Ver- eine. Jung und alt, vornehm und ge- ring verdammt sich täglich oder wä- chentlich, um sich im ritterlichen Kampf- spiel zu messen. Unterchiedlich der Stand oder Geschlecht giebt es hier nicht, auch Frauen messen sich mit den Männern oder untereinander. Bevor- zugt wird der uralte Kampf mit zwei Schwertern, daneben wird mit der Lanze und dem Dolch gefochten. Die körperliche Gewandtheit, die Sicherheit des Auges im Erfassen des richtigen Augenblickes zum Schlag oder Stoß ist bewundernswert. Derartige Kämpfe, besonders Ring- kämpfe, fanden auch öfters im Lager statt. Die Kämpfer legten sich zumeist hochtrabende Namen bei, die von den Zuschauern mit großem Beifall begrüßt wurden. So kämpfte General Ostfeld mit Nogi, wobei diesmal Nogi der Un- terliegende war; General Okupatin dagegen wurde von Marschall Oyama gewonnen. Die Schwere Hautige mußte dem Maschinengewehr den Sie- gespreis überlassen. Die Ringkämpfe fanden bei 6 Grad R. im Freien statt, und zwar in der für den Sport lanbes- üblichen Bekleidung, nämlich in Bade- hosen. Die Rekruten gewinnen rasch ein hohes militärisches Selbstgefühl. Sie lieben ihre Waffen mit zärtlicher Sorg- falt und hüten sie ängstlich vor jedem Mißbrauch. Nie würde ein Soldat ein- willigen, daß mit seinem Säbel ein Bindfaden durchgeschnitten oder gar eine Kiste aufgebrochen würde. Die drei Träume. In der Münchener Medizinischen Wochenschrift veröffentlicht Dr. Georg Knauer (Wiesbaden) eine merkwürdige Krankengeschichte, die wir mit einigen Auslassungen (auch der diagnostischen und prognosti- schen Bemerkungen, die der Ver- fasser daran knüpft, hier wiedergeben, weil sie einen interessanten Ein- blick in sonst verborgene psychische Zu- stände gewährt. Herr Doktor Knauer berichtet: „Dienstag nach Ostern vorigen Jahres erschien in meiner Sprech- stunde ein früherer Patient, der 29 Jahre alte Kaufmann K., und gab folgenden an: Vor acht Tagen hatte K. einen Traum etwa folgenden Inhalts: Er sah ein kleines Kind mitten auf der Straße am Boden sitzen, das heftig weinte. Da das Kind in gefährlicher Lage zu sein schien und strömender Regen fiel, trat er hinzu, um es fortzu- nehmen. Da fing aber das Kind laut an zu schreien und K. rebete ihm gült- lich zu. Im selben Augenblick er- wachte er, von seiner Frau, die Licht gemacht hatte, angerufen, und fand sich mitten im Zimmer stehend. Der zweite Traum = in der Nacht vom Samstag zum Ostermontag, hätte beinahe einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Tags vorher hatte K., der mit seiner Frau bei seinen Eltern in N. zu Besuch weilte, eine ziemlich anstrengende sechsstündige Fußtour unternommen. Erst spät suchte er die Nachtruhe auf. Um etwa 12 Uhr nachts hatte K. folgenden schreckhaften Traum. Vorauszusehen ist, daß er mit seiner Frau im sel- ben Zimmer schlief, daß aber die beiden Betten nicht nebeneinander, sondern mit den Köpfen im rechten Winkel zueinander standen. K. träumte, die Tür des Schlafzimmers ginge plötzlich auf und herein drängen drei weißgekleidete weibliche Gestalten, jede einen großen, schweren Schlüssel dro- hend in der Hand schwingend. K. sprang voller Angst aus dem Bette und warf sich der ihm nächsten der Ge- stalten entgegen. Es war ihm dann, als ob die beiden anderen Gestalten nicht mehr vorhanden wären und er nur mit der einen zu tun hätte. Er hatte die Empfindung, als müßte ein einziger Schlag, mit dem schweren Schlüssel auf seinen Kopf geführt, ihn tot zu Boden strecken. In dieser Angst begann er einen furchtbaren Kampf mit der Gestalt. Er fing mit der ein- nen Hand den drohend erhobenen Arm auf und packte mit der anderen die Gestalt an der Kehle. Gellend tönte ihm der Schrei der Angreiferin in die Oh- ren. Der Kampf mit wechselndem Er- folge geführte, dauerte nach K. Schät- zung länger als fünf Minuten und wurde von beiden Seiten mit der Kraft der Verzweiflung gerungen. Plötzlich wurde von außen gegen die Tür geklopft. Dann donnerten heftige Schläge gegen sie, so daß sie aufsprang und heller Lichtschein drang in das Zimmer. K. erwachte. Die Situa- tion, die er beim Erwachen gewahr wurde, war gräßlich. Vor ihm auf dem Boden des Zimmers lag halb be- wußtlos — seine eigene Frau. In der Tür standen seine Eltern, bleich und entsetzt. Sie hatten, durch gellende Hilferufe alarmiert, die von innen ver- schlossene Tür eingeschlagen und be- suchten nun die Szene. K. hatte in seinem furchtbaren Traumwahn des Ennschlafes begangen, die eigene Frau aus dem Bette zu reißen, mit ihr zu ringen und sie zu würgen, indem er sie für eine dre dre ihn angreifenden wei- ßen Gestalt hielt. Der Nachtschweiß und die Stühle waren umgeworfen, die zum Glück nicht brennende Petrol- leuchte lag zertrümmert am Boden. Nachdem K. das Fürchterliche, das er im Schlafwahn angedichtet, er- kannt hatte, weinte er, wie er angab, die ganze Nacht wie ein kleines Kind. Am folgenden Tage reiste er mit seiner Frau, die ihm freiwillig gelobte, ihren Eltern nichts mitzuteilen, nach Hause. K. liebt seine Frau über Alles und sie ihn ebenfalls. Bewundernswert für die Liebe und den Mut der Frau erscheint es, daß sie, mit ihrem Manne zu Hause angelangt, die beiden nächsten Nächte ruhig neben ihm schlief, als ob nichts geschehen sei. Nur verlangte sie von ihm, daß er sich vorm Schlafengehen in der Schublade des Nachtschiffes zum Schutz aufbewahren Revolver — das Haus lag ziemlich außerhalb der Stadt, etwas isoliert — ihr abliefern. Der äußerst zerknirschete K. zeigte mir bei der Konsultation Dienstag nach Ostern mehrere im Heilen begrif- fene Schrammen an beiden Armen und einem Beine als Beweis für die Heftig- keit des stattgehabten Kampfes. Seine Frau, so gab er an, habe im Gesicht und am Halse einige blutunterlaufene Stellen. Sonst scheint sie weder physisch noch psychisch Schaden erlitten zu haben. K. stammt, wie er sagt, von sehr nervösen Eltern. Er selbst sei von früher Jugend an stets sehr nervös veranlagt gewesen, und habe sich über das geringfügigste Wortkommis oft hochgradig erregt. So habe er zum Beispiel einst, als der Kanarienvogel ihn durch sein Singen beim Arbeiten störte, voll Wut einen schweren Gegen- stand nach dem Käfig geschleudert. Mir persönlich ist K. als ein sehr gut- mütiger, liebenswürdiger und leicht- lenkbarer Mann bekannt. Er selbst sucht die Erklärung in seiner nervösen Veranlagung, die durch geschäftliche Verluste und Aufregungen der letzten Zeit noch besonders verstärkt sei. Etwa vierzehn Tage nach dem zwei- ten ereignisreichen Traum träumte K., er müßte im dunklen Zimmer etwas suchen und greife nach der Stearinze, um sie anzuzünden. Er erwachte durch einen Lichtschimmer und fand sich halb aufgerichtet im Bett, in der Hand ein brennendes Zündholz haltend. Nach all diesen Ereignissen riet ich K. dringend, sich zum Zwecke einer nochmaligen genauen Untersuchung und längerer Beobachtung für einige Wochen in eine Heilanstalt zu begeben. Leider ging K. auch hierauf nicht ein, da seine Verhältnisse es ihm nicht er- laubten an: Vor acht Tagen hatte K. einen Traum etwa folgenden Inhalts: Er sah ein kleines Kind mitten auf der Straße am Boden sitzen, das heftig weinte. Da das Kind in gefährlicher Lage zu sein schien und strömender Regen fiel, trat er hinzu, um es fortzu- nehmen. Da fing aber das Kind laut an zu schreien und K. rebete ihm gült- lich zu. Im selben Augenblick er- wachte er, von seiner Frau, die Licht gemacht hatte, angerufen, und fand sich mitten im Zimmer stehend. Der zweite Traum = in der Nacht vom Samstag zum Ostermontag, hätte beinahe einen verhängnisvollen Ausgang genommen. Tags vorher hatte K., der mit seiner Frau bei seinen Eltern in N. zu Besuch weilte, eine ziemlich anstrengende sechsstündige Fußtour unternommen. Erst spät suchte er die Nachtruhe auf. Um etwa

32 Uhr nachts hatte K. folgenden schreckhaften Traum. Vorauszusehen ist, daß er mit seiner Frau im sel- ben Zimmer schlief, daß aber die beiden Betten nicht nebeneinander, son- dern mit den Köpfen im rechten Winkel zueinander standen. K. träumte, die Tür des Schlafzimmers ginge plötzlich auf und herein drängen drei weißgekleidete weibliche Gestalten, jede einen großen, schweren Schlüssel dro- hend in der Hand schwingend. K. sprang voller Angst aus dem Bette und warf sich der ihm nächsten der Ge- stalten entgegen. Es war ihm dann, als ob die beiden anderen Gestalten nicht mehr vorhanden wären und er nur mit der einen zu tun hätte. Er hatte die Empfindung, als müßte ein einziger Schlag, mit dem schweren Schlüssel auf seinen Kopf geführt, ihn tot zu Boden strecken. In dieser Angst begann er einen furchtbaren Kampf mit der Gestalt. Er fing mit der ein- nen Hand den drohend erhobenen Arm auf und packte mit der anderen die Ge- stalt an der Kehle. Gellend tönte ihm der Schrei der Angreiferin in die Oh- ren. Der Kampf mit wechselndem Er- folge geführte, dauerte nach K. Schät- zung länger als fünf Minuten und wurde von beiden Seiten mit der Kraft der Verzweiflung gerungen. Plötzlich wurde von außen gegen die Tür geklopft. Dann donnerten heftige Schläge gegen sie, so daß sie aufsprang und heller Lichtschein drang in das Zimmer. K. erwachte. Die Situa- tion, die er beim Erwachen gewahr wurde, war gräßlich. Vor ihm auf dem Boden des Zimmers lag halb be- wußtlos — seine eigene Frau. In der Tür standen seine Eltern, bleich und entsetzt. Sie hatten, durch gellende Hilferufe alarmiert, die von innen ver- schlossene Tür eingeschlagen und be- suchten nun die Szene. K. hatte in seinem furchtbaren Traumwahn des Ennschlafes begangen, die eigene Frau aus dem Bette zu reißen, mit ihr zu ringen und sie zu würgen, indem er sie für eine dre dre ihn angreifenden wei- ßen Gestalt hielt. Der Nachtschweiß und die Stühle waren umgeworfen, die zum Glück nicht brennende Petrol- leuchte lag zertrümmert am Boden.

Ein Hahn am unteren Ende sorgte für zeitweilige Entleerung. Einfach und praktisch — aber heuchlich!

Einige Male wollte es mir übrigens scheinen, als ob des Patienten Ge- dächtnis etwas gelitten habe. Besser als ihr Ruf. In der jüngsten Nummer des „Out- look“ veröffentlicht Herr John Foster Carr einen Artikel, in welchem er sich sehr eingehend mit den in Amerika ein- gewanderten Italienern beschäftigt. Ganz besonders nimmt er die Italiener von NewYork unter die Lupe. Das Thema, welches er sich ausgesucht hat, ist gerade jetzt, wo die Einwande- rungsfrage wieder der Gegenstand so lebhafter Erörterung ist, ein recht zeit- gemähes. Von Interesse sollte es na- mentlich für die Gegner der Einwande- rung sein, weil dieselben mit Vorlie- be die Italiener vorschreiben, um an ihnen die Gefahren zu demonstrieren, welche in der Einwanderung lauern sollen. Wir bezweifeln freilich, daß der Auffaz ihnen viel Freude bereiten wird, denn während in ihren Augen die Einwanderer aus Italien nicht viel mehr sind als nichtsnutzige Strohe, welche den Geist des amerikanischen Bürgertums nie in sich aufnehmen, im bekämpften Kampfe mit unferen Ein- richtungen und Gesetzen leben und auch ihre Kinder als Halbwidve — „gehirn- lose Tiere“ nannte sie neulich ein be- sonders liebenswürdiger Zeitgenosse — aufzuziehen lassen, stellt Herr Carr den Italienern ein ganz vorzügliches Zeug- nis aus. Zum großen Kummer der Herren von der Bostoner Liga zur Ver- schärfung der Einwanderung bleibt die große Mehrzahl der italienischen Einwanderer in den östlichen Städten, besonders in New York sitzen. Das ist gewiß nicht sehr wünschenswert. Ohne Zweifel wäre es weit besser nicht allein für das Land, sondern auch für die Italiener selbst, wenn ein größe- rer Prozentsatz von ihnen sein Glück im Süden oder im Westen der Ver. Staaten versuchen wollte. Allein, wenn wir uns erinnern, welch ein om- fangreiches Sündenregister man den New Yorker Italienern immer ange- hängt hat, so kann man, nachdem man den Auffaz im „Outlook“ gelesen hat, nur konstatieren, daß sie in jeder Be- ziehung unendlich viel besser sind als ihr Ruf, ja besser vielleicht als gerade die größten Eiferer unter den Nativi- sten, welche fortwährend Zeter und Mordio über die Einwanderung aus Italien schreien. In New York allein leben nicht we- niger als 450,000 Italiener. Sie machen volle zehn Prozent der Ge- samtbevölkerung der Riesstadt aus. Und doch hat sich der Verfasser bei ei- nem Besuche des großen Armehauses auf Wadsworths Island davon über- zeugt, daß diese Anzahl während des Jahres 1904 nur sechszech Italiener behergebt hat. Ferner hat ihm Herr James Forbes, einer der ersten Beam- ten der Charity Organisation Society mitgeteilt, daß er noch nie in seinem Leben einen italienischen Tramp be- gegnet sei. Vom 1. Juli 1904 bis zum 30. September 1905 wurden nur 92 obdachlose Italiener von der Poli- zei aufgegriffen und auch hier handelte es sich in allen Fällen um Leute, welche nur vorübergehend ohne Unter- kunft waren. Auch diese Ziffern strafen wider die Behauptung Lügen, welche die Gegner der Einwanderung stets im Munde führen, die Behaup- tung nämlich, daß die Italiener den amerikanischen Behörden mehr zu schaffen machten als irgend eine andere Nationalität und daß sehr viele von ihnen ein paar Monate nach ihrer Landung bereits in den Gefängnissen und Wohlthätigkeitsanstalten zu finden seien. In den Zeitungen lesen wir ge- wöhnlich nur von dem heißblütigen Sohn des Südens, welcher beim Ge- stohlenes Unlak zum Messer greift. Eine beinahe unbekannt Persönlichkeit ist uns der italienische Geschäftsmann und doch verächtet uns Herr Carr, daß die Namen der amerikanischen Italiener, welche tüchtige, fleißige und er- folgreiche Geschäftsleute sind, nach Tausenden zählen. Besonders aber die zweite Generation macht sich die Gelegenheiten, welche ihnen Amerika bietet, mit großem Eifer zunutze und es gibt eine große Anzahl italienischer Lehrer, Ärzte, Ingenieure, Architekten, Advokaten, Richter usw. Kurzum, in allen Berufsarten betätigen sich die Italiener und fast überall stehen sie ihren Mann. Ein Ingenieur war der Heberzeu- gung, daß keine Kraft verschwendet werden dürfe. Einst empfing er in seinem Landhause den Besuch eines Freundes. „Zhr Gartenor geht aber recht schwer auf“, sagte dieser. „Sie müssen es öfen und gründlich nach- sehen lassen, lieber Thompson!“ „Ich werde mich hüten“, antwortete ihm der Ingenieur. „Mit dem Gartenor steht ein hydraulisches System in Verbin- dung, lieber Freund, so daß jeder Be- sucher, sobald er das Gartenor öffnet, zwei Eimer Wasser in mein Garten- wasserfaß leben muß.“ Wenn einer sagt: „Da kann ich auch ein Wort mitreden“, hört er ge- wöhnlich nimmer auf. Für Erhaltung der alten Konstitu- tion will der Kongreß hunderttausend Dollars aussetzen — es ist leider nur die alte Frenantie damit gemeint,

in fataler Fall.



„Darf ich mir erlauben, Fräulein Mimi?“ „Ach, welch schöne Maske!“ Ich danke — oßßß!“